

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1909**

179 (5.8.1909) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 63

## Die Kunst — ein Spiegel der Zeiten.

Von E. Rothweiler.

Die ganze Entwicklung der Kunsttrichtung, angefangen von der uralten Kunst der Chinesen, bis zu der heutigen Zeit, atmet den Geist der jeweiligen wirtschaftlichen und sozialen Zustände. Und dies heute mehr denn jemals. Ueberall dringt das Auge des Künstlers hinein, um die Geschehnisse festzuhalten. Sowohl in der Malerei wie in der Literatur, der Dichtkunst oder der Musik. Zu ersterer finden wir die Wiedergabe des sprudelnden Lebens mit all seinen Erscheinungen; Literatur und Dichtkunst spiegeln dramatische Szenen des sozialen Lebens und auch die Musik weckt Empfindungen, die uns den Geist unserer Zeit erkennen läßt. Längst ist die bildende Kunst davon abgetrennt, sich in der Wiedergabe und Darstellung alter Götter und Helden der damaligen Zeit zu erschöpfen. Sie suchte sich in ihrer Betätigung andere Probleme, die sie in der Natur, im Menschen fand. Unsere modernen Künstler entnehmen ihre Motive der Welt, in der sie leben. Wir erkennen in der Kunst die zeitliche Kultur. Ein Blick in unsere Museen und wir vermögen den Geist zu erfassen, den uns die dort aufbewahrten alten Kunstwerke aus ihrer Zeit geben. Alle sind sie beeinflusst von dem ihre Epoche beherrschenden Stil. Sie geben uns eine Uebersicht über der damals herrschenden Gebräuche und Sitten. Und so wie sich diese, immer in der Entwicklung begriffen, ändern, so schreitet auch die Kunst weiter und weiter als Verkünder und Spiegel der Kulturgeschichte.

Meist waren es die herrschenden Machthaber, die ihr ihre Gehege diktierten und die Richtung gaben. Unter der Herrschaft des Kirchentums waren es die Priester, die die Kunst in ihrem Sinne beeinflussten und sie ihren Zwecken dienstbar machten. So sehen wir die damalige Kunst in der Darstellung von religiösen Werken; es erstand eine unzählige Zahl von Götter- und Heiligenbildern, die heute noch, soweit sie erhalten geblieben sind, ein glänzendes Zeugnis in Bezug auf die Beherrschung der Technik in der Malerei ablegen. Die Kunst stand fast vollständig in jener mittelalterlichen Zeit im Dienst der herrschenden Kirche, der Künstler war deren Diener, dem die Aufgabe zufiel, ihre Herrschaft zu verherrlichen.

Weiter schreitet die Zeit. Das siebzehnte Jahrhundert bringt die große Epoche der Niederländer und mit ihr eine Aenderung der Kunsttrichtung. Wir finden immer seltener die Produkte überflüssiger Darstellungen. Die Künstler suchten sich ihr Objekt im Menschen selbst und studierten seinen Körper. Selbst die Motive mythologischer Bedeutung zeigten ungezwungene Natürlichkeit in Bezug auf die dargestellten Personen.

Rubens und Rembrandt waren die Meister dieser Zeit. Und wie die Künstler früher im Dienste der Kirche standen, so arbeiten jetzt viele ausschließlich für die weltlichen Herrscher. Die Fürsten und Könige wurden die Probleme. Die gesamte Kunst stand unter ihrem unmittelbaren Einfluß, ganz entfremdet dem bürgerlichen Alltagsleben. Nur vereinzelt wurden Bilder geschaffen, die sich an die sozialen Zeitverhältnisse anlehnten, doch auch diesen fehlte eine freie Auffassung.

Nun kam eine große Zeit für Kunst und Künstler, die aber ebenfalls nur einen bestimmten gesellschaftlichen Kreis in ihren Grenzen schloß; eine Entwicklung, die vollständig vom Stil beherricht wurde. Wir sehen den Künstler, wie er dekorativ tätig ist mit der Arrangierung von Hoffesten und Auschmückung von Fürstengewächern. Auch hier, in der Zeit der Renaissance, des Barock und des Rokoko, waren es die gekrönten Säupter, die sich von der Sonne der Kunst befeuern ließen. Die bayerischen Königschlösser in ihrem dekorativen Prunk gemahnen heute noch jener künstlerischen Verganbarkeit.

Weiter folgt die Periode des vollendeten Klassizismus, wo alles darnach strebte, wieder die antike Darstellung der alten Griechen auf den Schild zu heben, da man eine neue Kultur davon erwartete. Nicht nur die bildende Kunst ergriff jene mächtige Bewegung; auch die Dichtung, die Literatur und die Musik wurden von dem Zuge dieser Zeit erfasst. Alles schöpfte aus den Resten der alten Zeidenkunst, bis die Kriege Ende des achtzehnten Jahrhunderts, sowie die großen Revolutionen einen längeren Stillstand brachten. Dann nach der Märzrevolution des Jahres 1849 regte es sich wieder. Mit der nun rasch vorwärts schreitenden wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung wurde es auch in der Kunst lebendig, die dann in der Folgezeit auch zu einer anderen Darstellungsweise überging. Eine neue Anschauung brach sich Bahn. Der Künstler suchte sich seine Stoffe aus dem sprudelnden und pulsierenden Leben der Gegenwart zu entnehmen. Ueberall regte sich eine neue Zeit, ein neuer Geist. Bedeutende Werke entstanden, die das Leben der Arbeit zeigten.

1875 malte Adolf v. Menzel sein gewaltiges Bild: „Moderne Cyklopen“. Es ist die Darstellung eines Eisenwalzwerkes, ein Bild dampfer Fabriklust mit all der Last und Sorge, die sie beherbergt. Die Männer der Arbeit inmitten sprühender Funken, wie sie schufteten und sich schwer quälten! — Sie war neu, diese Art der Darstellung, ergreifend; sie spiegelte das Leben in all seiner Schauerlichkeit. — Die Welt der Arbeit; des Ringens nach dem täglichen Brot. Viele, die's nicht wußten, die Arbeit nicht kannten, sie vernahmen sie jetzt. Des Künstlers Sand offenbarte sie — ein Sklavenleben mit Schrecken und Glend gepaart.

So kamen eine ganze Reihe von Werken ähnlicher Art. Liebermann, Skorbina, Meunier, das waren die Führer der neuen Zeit. Hauptsächlich der letztere war es, der bedeutende Werke dieser Art in der Plastik schuf. Der Arbeiter war sein Problem, dem er sich ganz widmete. Weniger zeigt der Mittelwelt die Leiden der Menschen in der Verkörperung des schaffenden Arbeitstflaven. Kräftige, muskulöse Figuren sind es, die wir in seinen Werken schauen, in den verschiedensten Stellungen, immer in Bewegung. Ein gewaltiger Triumph der Arbeit! Als Träger der Kultur abgehärmte Gestalten mit den Gesichtszügen der Enterten, so faßte der Künstler das Leben auf und ließ seine Empfindung sprechen, Empfindungen, von denen man in der bürgerlichen Welt nichts wissen wollte. Hinabsteigend in das Leben des Tages zeigt uns die Kunst den Spiegel des Bedrückten, des Ausgebeuteten. Eine Welt, wie sie ist und nicht sein soll!

Auch sonst kam Leben. Tolstoi und Zola sprachen und redeten der Welt ernst ins Gewissen. So diente die Kunst und Literatur nicht mehr allein den Priestern, den Königen und Herrschern, sie stieg herab zum Volke, seinen Lebensweg zeichnend als eine ernste Mahnung.

Wer hätte diese Wandlung für möglich gehalten? Wir leben im Zeichen des Fortschritts, das Rad der Zeit bewegt sich! Auch in der Kunst! Wir können sie begrüßen als Mitkämpferin im Befreiungskampfe der Arbeiterklasse.

## Des Bischofs Dilemma.

Von Teut Obach aus „Answero“ überfetzt (Nachdr. verb.)

„Ih, das ist ja höchst sonderbar,“ sagte der Bischof von Duffield, als er die kleine Ankleidezelle am Rande des Schwimmbades betrat.

Das Schwimmbad zu Duffield war erst kürzlich eröffnet worden. Der Bischof, von dem Wünsche besetzt, den gesunden Sport zu fördern, hatte an diesem Morgen vorgeprochen und unter den bewundernden Blicken eines kleinen Zuschauerkreises einen erfrischenden Kopfsprung riskiert. Und jetzt lag vor ihm auf der Bank ein schwarz und weiß

schonell überholen würde, und dementsprechend haben die Meilen wie 1:6. Die „Amerika“ behielt jedoch während der sieben Tage dauernden Fahrt über den Ocean die Führung, die „Lapland“ war immer 2—3 Kilometer zurück. Unter dem Jubel der Besatzung passierte die „Amerika“ am 26. Juni, nachmittags 4 Uhr 15 Minuten, Bischoffs Nord Leuchtturm, das Ende der Oceanreise, mit der „Lapland“ etwa 2 Kilometer dahinter. Die interessante Weltfahrt war jetzt beendet, da sich die Kurse der beiden Schiffe hier trennten.

Was Polarexpeditionen einbringen. Die kühnen Erforscher der Eisregionen, die nach ihrer Rückkehr in ihr Heimland mit Ehren überhäuft werden, finden bisweilen neben dem Bewußtsein, der Wissenschaft gedient zu haben, auch eine klingende Belohnung für die überstandenen Entbehrungen und Gefahren. Eine englische Zeitschrift gibt eine interessante Aufstellung von größeren Prämien, die erfolgreichen Polarforschern gewährt worden sind. Die britische Regierung hat z. B. für die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt eine Belohnung von 400 000 M. ausgesetzt, die dann später auf 100 000 M. ermäßigt wurde. Die Prämie kam dann auch zur Auszahlung. Dasselbe Honorar empfing ein anderer Pionier im hohen Norden, der Kapitän Mc Clure, der mit seinem Schiffe, dem „Investigator“, zum ersten Male durch die Wehringstraße vom Polarmeer zur Behringinsel vordrang; in Anerkennung seiner kühnen Fahrt wurden ihm 100 000 M. ausbezahlt und die gleiche Summe kam unter der Mannschaft zur Verteilung. Als Franklin und seine Kameraden in den arktischen Regionen spurlos verschwanden, wurden von der Regierung 400 000 M. ausgesetzt für jeden, der dem Forscher tatkräftige Hilfe bringen würde. Es gingen auch eine Reihe von Hilfsexpeditionen ab. Eine von ihnen wurde von Dr. Rae geleitet, der zwar Franklin nicht finden konnte, aber eine Reihe von Gegenständen mit heimbrachte, die er von Eskimos gekauft hatte, und die vordem Franklin und seinen Gefährten gehört hatten. Diese Reliquien wurden dann im Greenwich-Hospital niedergelegt; Dr. Rae und seine Gefährten erhielten 200 000 M. Belohnung. Ein ähnlicher Fall wiederholte sich einige Jahre später. Die Vereinigten Staaten setzten 100 000 M. aus für die Auffindung von Greely und seinen Genossen, die im Sommer 1881 zum Polarmeer aufgebrochen und verschollen waren. Unter dem Befehl des Kapitäns Schley ging dann auch eine Hilfsexpedition nordwärts, die schließlich Greely mit sechs Kameraden auffand. Sie waren die einzigen Ueberlebenden von 26; 20 waren bereits dem Hungertode anheimgefallen. Auch Nanzen und seine Gefährten haben ihre kühne Fahrt nicht zu bereuen gehabt. Denn neben den großen Ehrungen empfingen der Forscher und seine Gefährten von der norwegischen Regierung einen Geldpreis und sodann hat Nanzen viele Tausende verdient durch den Verkauf seines Werkes „In Nacht und Eis“, das in fast allen Kultursprachen übersetzt und eifrig gelesen wurde.

Die Bewegung der Gletscher. Man schreibt der „Ziff. Ztg.“ aus der Schweiz: Die Meteorologen ziehen aus diesem schlechten und kalten Sommer den Schluß, daß wir nach einer längeren Reihe warmer Jahre im Begriffe stehen, wieder in eine kältere Periode hineinzugeraten. Ein solcher Wechsel von warmen und kalten Perioden sei früher auch schon konstatiert worden und Hand in Hand damit sei auch ein Wachstum der Gletscher gegangen. Die Beobachtung der Gletscherbewegung in der Schweiz scheint nun diese meteorologischen Prophezeiungen zu unterstützen. Man weiß, daß im allgemeinen sich in der schweizerischen Gletscherwelt seit Jahren ein beständiger Rückgang feststellen läßt; dieser Rückgang ist auch für das Jahr 1908 zu konstatieren, denn von 66 Gletschern, die im letzten Jahre in schweizerischen Hochgebirge beobachtet worden sind, haben 51 an Umfang verloren, 14 sind gewachsen und einer ist unverändert geblieben.

Tatsache aber ist, daß die Zahl der wachsenden Gletscher in fortwährender Zunahme begriffen ist: Im Jahre 1905 sind drei Gletscher als zunehmend gemeldet worden, im Jahre 1906 waren es ihrer neun, im Jahre 1907 zwölf, im Jahre 1908 vierzehn. Das ist vielleicht die interessanteste Tatsache, welche die Gletscherbeobachtung der letzten Jahre zutage gefördert hat. Doch wird man noch einige Jahre zuwarten müssen, bevor man weitergehende Schlüsse aus dieser Tatsache wird ziehen und damit den Meteorologen Material für die oben erwähnte Erkaltungstheorie wird beisteuern dürfen. Die große Mehrzahl der schweizerischen Gletscher ist, wie gesagt, auch im Jahre 1908 zurückgegangen. In den Walliser-

alpen sind nur der Hauslenggletscher (um 6 m), der Staltwasser- und Turmangletscher gewachsen; alle anderen haben an Umfang verloren. In den Waadtländeralpen sind fünf Gletscher gewachsen, allerdings nur um 1 bis 5 m. In den Berneralpen hat der Eigergletscher um 36, der untere Grindelwaldgletscher um 25 m zugenommen; der obere Grindelwaldgletscher hat 34 m, der Unteraargletscher um 29 m, der Blümlisalpgletscher um 18 m abgenommen. Im Neußgebiet hat der Rahlstein um 17 m zugenommen; im Kanton Graubünden sind alle Gletscher zurückgegangen, am meisten der Jappertgletscher (23 m), der Morteratsch (20 m) und der Fornogletscher (25 m).

## Aus den Witzblättern.

### „Simplicissimus.“

Frevel. „Herr Oberlehrer, ich muß einmal austreten.“ — „Was, austreten willst du, hier in Gottes erhabener Natur? Schäm dich, du verlottertes Subjekt!“

Der Klugehaut vor. „Na, wie geht's immer in Bayern? Halt immer viel Durst, was?“ — „D mei, da kenna S' ins ischlecht, so weit lassen's mir net kemma.“

Profess. „Geld geb' i net — aber Holz kannst Hoa machen.“ — „Manu, id bin doch keen Sommerfrischler.“

## Literatur.

In freien Stunden. Die Hefte 28 und 29 liegen vor und bringen die Fortsetzung des spannenden Romans „Stefan vom Grillenhof“ von Minna Stauch, sowie der Novelle „Es lebe die Gerechtigkeit“ von Theodor Mügge. Da beide Erzählungen erst in Heft 27 begonnen haben, ist jetzt der geeignete Termin zum Beginn eines Abonnements. In freien Stunden kostet wöchentlich 10 Pf. frei ins Haus. Bestellungen nehmen alle Parteidruckhandlungen, Kolporteurs und Zeitungsausbringer entgegen. Probenummern gratis und portofrei vom Verlag der Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68.

Ein Liederbuch für die proletarische Jugend. Vielsach an sie ergangenen Wünschen entsprechend, hat die Zentralfstelle für die arbeitende Jugend Deutschlands ein Jugendliederbuch zusammengestellt, das soeben zur Ausgabe gelangt. Das Büchlein übertrifft an Umfang beträchtlich die bisher unserer Jugend zur Verfügung stehenden Liederbücher und enthält circa 150 unserer schönsten Volks-, Wander- und Freiheitslieder. Den Liedertexten ist ein Anhang beigegeben, der eine Beschreibung der beliebtesten Spiele und Spielregeln enthält. 128 Seiten starkes Bändchen mit hübschem Umschlag und Titelbild. Preis des kartonierten Exemplars 20 Pf., des gebundenen Exemplars 30 Pf. Die Zentralfstelle hat es in Massenausgabe herstellen lassen und gibt es den Jugendausschüssen und Vereinen zu ermäßigtem Preise ab, so daß die Anschaffung auch denjenigen unserer jungen Freunde, die mit dem Taschengeld knapp gestellt sind, möglich sein wird.

Jedenfalls wird das Büchlein unserer Jugend gute Dienste leisten, sowohl bei Zusammenkünften ersten wie geselligen Charakters, als auch besonders bei ihren Wanderungen und Spielen. Aber auch der fangeslustige erwachsene Arbeiter wird gern zu dem neuen Liederbuche greifen, denn er findet nirgends wo anders eine so zweckmäßige und reichhaltige Zusammenstellung seiner Freiheitslieder und schöner alter Volksweisen — und er wird sich wieder jung fühlen, wenn er an die Wanderlieder seiner Jugend erinnert wird. Bestellungen sind zu richten an die Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68, Lindenstr. 69.

Plutus. Kritische Wochenchrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen (Herausgeber: Georg Bernbard). Inhalt vom 30. Heft des sechsten Jahrganges: Politisch Lieb. — Sozialer Fortschritt im Bankgewerbe. Von M. Fürstberg-Berlin. — Revue der Presse. — Aus den Börserjalen. Von W. A. in Vertr. — Talonsteuer. — Handelsagenten. — Gerichtsurteile. — Gedanken über den Geldmarkt. Von Justus. — Plutus-Merktafel. — Gedanken über den Warenmarkt. Von Merkur. — Antworten des Herausgebers. — Fabrik und Werkstatt (Biegel-Fabrikation). — Neue Literatur. — Generallieferungen. (Abonnements vierteljährlich per Post, Buchhandel und direkt vom Plutus-Verlag M. 4.50. Probehefte gratis in jeder Buchhandlung und vom Plutus-Verlag, Berlin-Charlottenburg, Goethestr. 69.

„Ich bin in die verkehrte Zelle geraten,“ murmelte er und erfaßte den Türgriff des nebenliegenden Raumes. Eine rauhe Stimme forderte ihn dringend auf, sich schleunigst zu entfernen, wenn ihm sein Kopf lieb wäre. Zitternd und ärgerlich versuchte er es mit mehreren andern Türen und mußte alle mögliche beleidigende Ausfertigungen über sich ergehen lassen. „Geben Sie vielleicht den Wärter gesehen?“ fragte er schüchtern einen breitschulterigen Mann, der gerade aus seiner Ankleidezelle trat. „Ben gesehen?“ „Den Badewärter. Ich fürchte, ich habe mein Zeug verloren.“ „Dafür kann ich nicht. Sie hätten Ihre Tür verschließen sollen.“ „Ich, das ist doch höchst empörend,“ keuchte der Bischof und packte den Mann beim Arm. „Ich habe nichts, worin ich nach Hause gehen kann, und ich verlange mein Zeug!“ fügte er aufgeregt hinzu. „Nun ist aber ein Bischof in einem dürrtigen Badeschlüssel durchaus nicht so ehrfurchtgebietend und würdevoll wie ein Bischof in schwarzen Gewande mit einem seidenen Güte. Dies vergaß der an Gehorsam Gewöhnte zu berücksichtigen.“ „Ich verlange mein Zeug!“ wiederholte er. „Wollen Sie mir es, bitte, juchen helfen?“ „Ach, lassen Sie mich zufrieden,“ entgegnete der Mann, „ich habe Ihr Zeug nicht und muß jetzt zu Tisch.“ Er setzte schnell seinen Weg fort, während der Bischof an seiner Seite blieb und ihm seine peinliche Lage auseinanderzusetzen suchte. „Ich sage Ihnen doch, ich habe Ihr Zeug nicht!“ jagte der Mann, sich hastig umwendend. „Wo ist es denn?“ „Wie soll ich es wissen? Gehen Sie mir aus dem Wege!“ Der Bischof trat zurück, um zu vermeiden, daß der andere ihm auf die Fehden trat und fiel dabei mit einem ersticken Hilfschrei rücklings ins Wasser. Drei Stöße brachten ihn glücklich in Sicherheit, und als er sich das Wasser aus den Augen wuschte, sah er den letzten der Badegäste sich durch die Tür entfernen. Gedanken, die, genau genommen, nicht christlich waren, unterdrückend, trat der Bischof wieder in seine Ankleidezelle und blickte verzweifelt auf den Schachbrettanuga. „Dies ist entsetzlich!“ sagte er, den Kopf behutsam hochhaltend. „Vielleicht hat sich jemand einen üblen Scherz erlaubt. Ich werde noch einmal überall nachschauen.“ Ganz blau angelaufen und vor Kälte zitternd, schlich er sich von Tür zu Tür. Jede Zelle war leer, und als er in die letzte hineinguckte, fühlte er sich bei der Schulter ergriffen. „Gott sei Dank, daß Sie da sind,“ sprach er. „Wo ist mein Zeug?“ Der Badewärter, der ihn gebückt hatte, ließ nicht locker und blickte ihm fest ins Gesicht. „Wenn Sie nicht in zwei Sekunden in Ihrer eigenen Zelle sind,“ bemerkte er, „werde ich Sie verhaften lassen.“ „Aber erlauben Sie mal,“ verwahrte sich der Bischof, der froh war, daß seine Kapläne ihn nicht sehen konnten, „ich bin der Bischof von Duffield, und jemand hat mein Zeug weggenommen. Erkennen Sie mich denn nicht?“ „Welches ist Ihre Zelle?“ fragte der Wärter. „Die dort am Ende.“ Der Wärter packte den zitternden Bischof mit eisernem Griff und schob ihn vor sich her. Vor dem Raume angekommen, stieß er die Tür auf und schleuderte seinen Gefangenen buchstäblich auf die Bank, wo der gräßliche Anzug lag. „Jetzt hollaß,“ sagte er, „ziehen Sie sich an und verduften Sie schleunigst. Ich habe mit eigenen Augen, ehe ich zu Tisch ging, gesehen, wie der Bischof fortging. Ich gebe Ihnen fünf Minuten Zeit.“ Damit warf er die Tür krachend zu, während der Bischof hilflos auf der Bank zusammenfiel und sich bitter fragte, was aus ihm werden würde. Jemand hatte sein Zeug gestohlen und ihm dafür diesen schamlosen Anzug zurückgelassen — das war klar.

Aber eben wollte er stehen, als sich in solcher Wästerade zeigen. Sein Gehantengang wurde durch ein Pochen an der Tür unterbrochen. „Wenn Sie nicht in zwei Minuten draußen sind, werde ich einen Konstabler holen!“ rief der Badewärter. „Aber ich muß mich doch erst abtrocknen.“ „Dann beeilen Sie sich damit. Ich will Ihre Sorte hier nicht herumwimmeln haben.“ In seiner Todesangst zog der Bischof die schrecklichen Kleidungsstücke an, wobei er das Gefühl hatte, daß diese Schande ewig an ihm haften bleiben werde. Ein schmutziges weißes Halstuch hing über dem Nagel und mit zitternden Fingern band er es sich um den Hals. Er konnte in dem kleinen, an der Wand befestigten Spiegel nicht mehr als sein Gesicht sehen, aber er erröte bei dem Gedanken, wie er aussehen müsse. „Die Zeit ist zu Ende!“ rief der Wärter. „Ich komme schon,“ stöhnte der Bischof und trat, die Tür öffnend, hinaus. Der Badewärter musterte ihn von oben bis unten und schob ihn dann wieder in die Zelle. „Wenn Sie sich noch mehr saule Wiße erlauben,“ sagte er, „werde ich Sie umbringen. Ziehen Sie Ihre Schuhe an und setzen Sie Ihren Hut auf.“ Der Bischof hatte große Lust, sich ins Bad zu stürzen und die Sache ein Ende zu machen. Aber er fühlte den durchbohrenden Blick auf sich gerichtet und griff daher unter die Bank und brachte ein Paar gelbe Schuhe zum Vorschein. Zum Glück paßten sie ihm, und als er einen grauen Zylinder vom Haken nahm, fühlte er, daß es nur noch eines Banjos bedürfe, um seine Schande voll zu machen. Er beschloß, einen letzten Versuch zu machen und wandte sich von neuem an den Badewärter. „Sie sind jedenfalls hier fremd, daß Sie mich nicht kennen?“ „Ach, kommen Sie endlich raus,“ entgegnete der gequälte Mann. „Wenn ich hier mit mehr Leuten von Ihrer Sorte zu tun haben sollte, würde ich heute noch kündigen.“ In drei Sekunden fand der Bischof sich vor dem Eingang wieder, wohin ihn ein kräftiger Arm die Stufen hinab befördert hatte. Dort überließ der Wärter ihm seinem Schicksal. „Kommen Sie ja nicht der Badeanstalt wieder zu nahe,“ lautete die Schlusswarnung. „Ich hätte Sie einsperren lassen sollen, aber Sie scheinen es nicht wert zu sein. Machen Sie, daß Sie wegkommen!“ Einen Nebelschleier vor seinen Augen, stolperte der verwirrte Bischof in die Straße. Er sandte den Blick ziellos ringsum und bemerkte in einem Schaufenster sein Spiegelbild. Mit dem Gefühle, an einem empfindlichen Punkt getroffen zu sein, trat er behutsam näher und betrachtete sich aufmerksam. Der eng anschließende Schachbrettanuga ließ seine runden Formen voll zur Geltung kommen, und die gelben Schuhe sowie der in einem verwegenen Winkel auf seinem Haupte sitzende graue Zylinder ließen ihn fast laut aufschreien. „Weitergehen, bitte,“ vernahm er da eine Stimme neben sich. „Ja, ja, Konstabler,“ entgegnete er; „ich gehe schon. Uebrigens, Sie haben wohl nicht zufällig einen Bischof gesehen — oder wenigstens einen Mann im Gewande eines Bischofs?“ Der Konstabler sah ihn forschend an und blickte die Straße hinauf und hinunter. „Der neue Inspektor macht gerade die Runde, und der ist ganz wild auf Buchmacher, besonders wenn sie einen kleinen zu viel getrunken haben.“ „Ich bin seit Jahren Abstinenz,“ erwiderte der Bischof entrüstet. Der unglückliche Kirchenfürst ging ein paar Schritte weiter und entschloß sich, in die Hauptstraße einzubiegen, um dort die Straßenbahn zu nehmen und so nach Hause zu gelangen. Dann fiel ihm ein, daß die Straßenbahn noch viele hundert Meter entfernt war, und man nicht wissen könne, welcher Schande ihn sein kariertes Anzug noch auf dem Wege aussetzen würde. Wie er so in trüben Gedanken da stand, boten ihm kleine Bengel Sport-Extrablätter an, und als er sie mit sonorer Stimme aufforderte, sich zu entfernen, fragte ihn ein kleiner Schlingel, wo er den grauen Hut gestohlen habe. Beim Weiterdrehen

ten bemerkte er, während in ihm der Wunsch nach einem Erdboden, vulkanischen Eruptionen und anderen schönen Dingen rege wurde, daß die Menge auf seinen Fersen stetig an Zahl zunahm. Jetzt war es schon eine richtige Prozession, die sich die Straße entlang bewegte. Voran der Bischof. Dann kam eine Anzahl kleiner Kinder, ein paar Radträger, ein oder zwei Laufjungen und verschiedene Hunde, die ausjagten, als wenn sie nur auf einen Vorwand lauerten, über ihn herzufallen. Als der Bischof seine Schritte beschleunigte, wuchs die Menge, bis sich der unglückliche Mann schließlich in eine Barbierstube rettete. Nachdem er sich unnötigerweise hatte rasieren lassen, spähte er zur Türe hinaus und sah das Ende der Prozession oben in der Straße verschwinden. Hastig gahnd, schlüpfte er hinaus und wandte sich in die entgegengesetzte Richtung. Aber wie er ein paar hundert Meter hinter sich hatte, fiel ihm ein, daß er sich von seinem Palaste entferne. „Ich verliere den Verstand,“ murmelte er. „Laß mich nachdenken — laß mich nachdenken!“ Wie er so in stummer Todesangst an der Straßenecke stand, schlenderte ein Arbeiter näher und versuchte ihm etwas in die Hand zu drücken. „Was ist das — was ist das?“ rief er aufgeregt. Was für ein neuer Streich wurde ihm da wieder gespielt? fragte er sich im Stillen. „Sind Sie dem alten Bill sein Stellvertreter?“ sprach der Mann. „Er sagte, ein anderer würde ihn vertreten. Hier ist 'ne halbe Krone für Sie und 'ne halbe für Platz auf Hlawaway für heute Nachmittag.“ Mechanisch öffnete der Bischof das Papier und fand darin fünf Schillinge, die auf ein „Hlawaway“ genanntes Pferd gesetzt werden sollten. Noch ganz erstaunt sich fragend, was alles dieses zu bedeuten habe, sah er sich plötzlich einem Konstabler und einer Zivilperson gegenüber. „Geben wir Sie diesmal?“ fragte die letztere. „Jetzt marsch mit Ihnen zur Wache. Führen Sie ihn hin, Stokes.“ „Ich wäre Ihnen sehr verbunden,“ berichtete der Bischof, „wenn Sie mir gestatten würden, dies alles zu erklären.“ „Dazu ist genügend Zeit auf der Wache. Ich werde dieser Wettelei auf der Straße ein Ende machen.“ „Was!“ schrie der Bischof. „Ich auf der Straße wetten? O, dies ist doch zu albern!“ „Höchst wahrscheinlich. Fort mit ihm, Stokes!“ Da tat der Bischof etwas sehr törichtes. Als der Konstabler vortrat, um ihn beim Arm zu nehmen, machte er kehrt und rannte die Straße hinauf. Die Pföten ertönten, und der Inspektor und der Konstabler liefen hinter ihm her. Keuchend eilte der Bischof weiter, einerlei wohin, nur darauf bedacht, sich irgendwo zu verstecken, und wenn es unter einem Eisenbahnzuge in voller Fahrt sein sollte. Wie er sich um die Ecke wandte, geriet er in die Ueberbleibsel der Prozession, die ihm wenige Minuten vorher gefolgt war. „Hier ist er!“ schrie ein kleiner Bengel. Weiter floss der Bischof, während es seinem wild arbeitenden Hirn schien, als wenn ihm die ganze Stadt auf den Fersen wäre. Hunde bellten, Kinder schrien, Kinderwagen wurden über den Haufen gerannt, und der mit keuchendem Atem dahineilende Bischof fühlte, daß in der nächsten Minute alles vorbei sein werde. Mit gewaltiger Anstrengung nahm er einen Endspurt und floh um eine Ecke. Eine Haustür stand offen. Der abgehakte Mann stürzte hinein und warf sie krachend zu, während die Menge mit wildem Jagdgeschrei vorbeirauschte. Wie er in einem Stuhl sank, trat eine junge Frau auf den Flur. „Ich werde in einer Minute alles erklären,“ stieß er atemlos hervor. „Und um's Himmelswillen seien Sie so gut und bringen Sie mir ein Glas Wasser.“ Das Wasser wurde gebracht und als sich die junge Frau vorneigte und ihm ins Gesicht sah, fuhr sie erschreckt zurück. „Kommt ins Wohnzimmer, Onkel,“ sagte sie freundlich und nahm ihn bei der Hand. Der Bischof, der die Anrede als Onkel als einen neuen Beweis dafür hinnahm, daß die Welt auf dem Kopfe stehe, ließ sich geduldig ins Wohnzimmer führen. „Was hast du gemacht, Onkel?“ fragte die junge Frau mit einem Blick auf seinen Anzug.

„Sind hier ein Mann im Ganse?“ erwiderte 186 der Bischof. Die junge Frau verließ das Wohnzimmer, um nach wenigen Minuten mit einem schlanten hübschen Herrn zurückzukehren. „Mein Mann,“ sagte sie stolz. Der Bischof winkte ihnen schwach. „Hören Sie zu,“ sagte er. Das junge Paar lauschte aufmerksam, und der Gatte erstarrte zweimal fast in seinem Tschentuch. „Und nun,“ sagte der Bischof, als die traurige Geschichte zu Ende war, „wenn Sie, mein Herr, so liebenswürdig sein wollen, und einen Bettel von mir befragen und mir einige Kleidungsstücke zurückbringen, würde ich Ihnen sehr verbunden sein. Wenn ich mich in einem Schlafzimmer verbergen dürfte, bis Sie wieder da sind, wäre ich Ihnen sehr dankbar.“ Der junge Mann entfernte sich mit hochrotem Gesicht, während der Bischof mit ernster Miene von seiner so unvernünftig wiedergefundenen Richte nach oben geführt wurde. Nach einer halben Stunde ließ sich ein leises Klopfen an seiner Tür hören. „Dein Zeug, Onkel.“ Mit einem Gefühl innigster Dankbarkeit wechselte der Bischof die Kleidung und stieg dann wieder in das Wohnzimmer hinab. Die junge Frau hatte ein Kindchen auf dem Arm und der junge Mann stand vor dem Kamin und hielt sich die Hand vor den Mund. „Ich bedauere,“ begann der Bischof würdigen Tones. Dann ließ das Baby den Wunsch erkennen, die bischöfliche Kleidung näher zu untersuchen. Als diese Untersuchung beendet war, wollte es von dem Bischof auf den Arm genommen sein. Und das Baby auf dem Arm, fuhr der Bischof in seiner Rede fort. „Ich bedauere —“ begann er abermals; und der junge Mann brach in ein Gelächter aus. Dem Bischof stieg das Blut ins Gesicht, und das Baby fuhr ihm in die Haare. Er beruhigte es durch einen Kuß und sprach dann schnell weiter. „Ich war nie mit deiner Heirat einverstanden, Mabel, wie du weißt. Aber wo wir uns nun in solch ungewöhnlicher Weise wieder begegnet find, kehrt du am besten wieder in den Palast zurück. Ohne dich scheint es dort zu einsam zu sein. Und bring deinen Nichtsnutz von Gatten mit und dies nichtsnutzige Bündel ebenfalls.“ Dann küßte er das Kindchen, und seine Richte trat zu ihm und küßte ihn. „Wünschen Sie dieses alte Zeug noch, mein Herr?“ fragte der Ehemann. Der Bischof schüttelte drohend die Faust. „Am nächsten Tage las der Bischof von der Verhaftung eines Diebes, der auf dem Rennplatz im Gewande eines Bischofs sein Unwesen getrieben hatte. Als die sieben Tage fast desselben um waren, sandte der Bischof einen Boten zu ihm mit einem alten Anzug und dem Erbsuchen, ihn im Palast aufzusuchen. „Wo wohnen Sie?“ fragte der Bischof mit strenger Stimme. „In London, Herr.“ „Gut. Ich werde Ihnen das Fahrgeld geben und hoffe, daß Ihnen dies zur Lehre dienen wird.“ „Das wird es allerdings, Herr. Man hat mich fast eine halbe Meile weit gehetzt.“ „Man hat Sie gehetzt? Wirklich? Nun, hier haben Sie einen halben Sovereign extra. Auch ich habe Nummer durchgemacht und darf nicht harttherzig sein. Jetzt gehen Sie und — äh — stehlen Sie in Zukunft kein Zeug wieder.“

**Allerlei.**  
Wettfahrt zweier Ozeanreisen. Wie aus Hamburg berichtet wird, fand zwischen dem Riesendampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Amerika“ und dem neuen Dampfer der Red Star Linie „Lapland“ bei ihrer letzten Fahrt von New-York nach Europa eine interessante Wettfahrt statt, die das Interesse der Passagiere während der ganzen Fahrt in Anspruch nahm. Es wurden durch den Marconiapparat von Schiff zu Schiff hohe Wetten abgeschlossen. Beide Schiffe verließen zu gleicher Zeit den New-Yorker Hafen. Da die „Lapland“ angeblich für eine größere Geschwindigkeit als die „Amerika“ gebaut sein sollte, so war die allgemeine Ansicht, daß die „Lapland“ das Konkurrenzschiff